Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 54 (1974-1975)
Heft: 5

Rubrik: Kommentar

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

NEUER ANFANG FÜR EUROPA?

In den ersten Monaten des Jahres 1974 waren die Bemühungen um einen Fortgang der europäischen Integration auf einem Tiefpunkt angelangt wie schon seit langem nicht mehr. Frankreichs Übergang zum Währungs-Floating, die Importrestriktionen Dänemarks und Italiens sowie die Forderung der neuen britischen Labour-Regierung auf Überprüfung der Bedingungen des Beitrittes von Grossbritannien zu den EG waren Meilensteine einer Entwicklung, die auf eine eigentliche Desintegration tendierte. Dazu kam das Zerwürfnis mit dem grossen Partner jenseits des Atlantiks, das schon im Oktoberkrieg von 1973 zutage getreten war, nun sich aber mit dem Auftritt des damaligen französischen Aussenministers *Michel Jobert* vor der Energiekonferenz in Washington im Februar dramatisch akzentuierte.

Die Regierungswechsel in Bonn und Paris

Heute noch einmal an diese Dinge zu erinnern, heisst beinahe schon Historie zu schreiben. Selten hat sich das politische Gesicht unseres Kontinentes in den letzten paar Jahren innerhalb weniger Wochen so gründlich gewandelt wie in diesem Frühling. In allen grossen europäischen Staaten sind neue Regierungen im Amt. Und wenn sie alle auch mit mehr oder minder starkem Nachdruck versichern, die Politik ihrer Vorgänger fortsetzen zu wollen, so ist doch jetzt schon offensichtlich, dass die Schwergewichte sich zu verlagern beginnen.

Am stärksten betroffen davon sind die Beziehungen zwischen der Bundesrepublik *Deutschland* und *Frankreich*. Die neue Führungsspitze in beiden Ländern bekennt sich in fast gleichem Masse zu einem nüchternen *Pragmatismus*. Man will innenpolitisch wie aussenpolitisch in sachlicher Weise Inventur machen und dabei das beiderseitige Vorgehen aufeinander abstimmen. In zwei kurz aufeinanderfolgenden Treffen zunächst in Paris, dann in Bonn haben Präsident *Giscard d'Estaing* und Bundeskanzler *Schmidt* sich zu einer Bekräftigung der deutsch-französischen Zusammenarbeit bekannt und dabei auch das Stichwort ausgegeben, unter dem die kommende Phase der beiderseitigen Kooperation stehen wird. Es heisst *Stabilität*.

Die von Giscard und Schmidt gefundene Zauberformel bringt für beide Länder keineswegs die gleichen Auswirkungen mit sich. Für Frankreich, das bisher einen Kurs verfolgte, der auf ständiges Wachstum seiner industriellen Produktion abzielte und das dafür auch bereit war, Währungszerfall und steigende Inflationsraten in Kauf zu nehmen, bedeutet dieses Einschwenken auf eine Stabilitätspolitik in manchen Bereichen ein Abgehen von der bisher beharrlich befolgten Linie. Es ist klar, dass dies nicht möglich ist

ohne wichtige Strukturreformen. In Einlösung seiner Wahlversprechen hat Giscard sich denn auch als *Präsident der Reform* eingeführt und ein ganzes Paket von Wirtschafts- und Sozialmassnahmen vorgelegt. Damit hat er fürs erste dem befürchteten Sturm, den die Linke gegen ihn ankündigte, viel von seiner Heftigkeit genommen und sich eine bis in den Herbst dauernde Schonfrist eingehandelt. Er geht dabei das Risiko ein, mit dieser Politik seine engeren Anhänger vor den Kopf zu stossen und so die schmale Basis zu gefährden, auf die er sich im Augenblick mit seiner «nouvelle majorité» noch zu stützen hat.

Impulse für die Neun

Obwohl der neue Anlauf für Europa so zunächst noch sich auf den unsicheren Pfeiler Frankreich abstützen muss, das unter Giscards Führung zu neuen Ufern aufbrechen soll, hat bereits die *Demonstration* deutsch-französischer Einigkeit ihren Effekt gehabt. Die Fortschritte, die in den letzten Wochen in den verschiedenen europäischen Beratungsgremien erzielt worden sind, bezeugen das. Wieder einmal hat es sich bestätigt, dass die Europäische Gemeinschaft, wenn sie funktionsfähig sein will, vor allem die Übereinstimmung zwischen Bonn und Paris braucht. Das Bekenntnis der beiden grossen EG-Partner zur Stabilitätspolitik zwingt die andern Mitglieder der Gemeinschaft, ähnliche Massnahmen in Erwägung zu ziehen und eventuell eine gemeinsame Linie zu suchen.

Ein weiterer Impuls der demonstrativen Bekräftigung eines Zusammengehens zwischen der Bundesrepublik und Frankreich geht Richtung *Grossbritannien*. Die Labourregierung, deren Wunsch nach verbesserten Bedingungen für die Mitgliedschaft bei den EG vor allem von innenpolitischen Motiven diktiert wurde, sah sich veranlasst, ihre Gangart zu mässigen. Es ist deshalb nicht erstaunlich, dass auf der Aussenministertagung in Luxemburg James Callaghan (auch wenn er materiell an seinen Begehren vom April festhielt) in der Form doch viel konzilianter wirkte. Grossbritannien kann es sich nicht leisten, innerhalb der Neun isoliert zu werden.

Atlantische Relance

Einen spürbaren Wandel der Atmosphäre bewirkte die neue europäische Relance schliesslich auch innerhalb der atlantischen Allianz. Bundeskanzler Schmidt gilt ohnehin seit langem als «Atlantiker»; aber auch Giscard neigt nicht entfernt dazu, weiterhin ähnliche antiamerikanische Eskapaden zu tolerieren, wie sie Jobert seinerzeit praktizierte. Der Wechsel im Quai d'Orsay unterstreicht das; der neue französische Aussenminister *Sauvagnargues* symbolisiert als spezifischer Deutschland-Kenner nicht nur die enge Bindung zu Bonn, sondern als Berufsdiplomat ebenso sehr den pragmatischen, von den nüchternen Gegebenheiten der Tatsachen ausgehenden Kurs, den Giscard zu steuern gedenkt.

Damit waren die Voraussetzungen geschaffen für den Nachvollzug dessen, was im Hinblick auf das 25-Jahr-Jubiläum der NATO schon für April in Brüssel geplant gewesen war: die feierliche Unterzeichnung der *atlantischen Deklaration*. Frankreich liess sich in

der umstrittenen Frage der Konsultationen zu einem Kompromiss herbei; Giscard selber demonstrierte, um nach innen das Gesicht zu wahren, elegante Zurückhaltung, indem er selber nicht an dem Brüsseler Gipfelzeremoniell teilnahm, sondern seinen Premierminister *Chirac* unterzeichnen liess. So blieben nach beiden Seiten hin die Formen gewahrt und die Gewichte ausgeglichen.

Unergiebiges Gipfeltreffen in der Sowjetunion

Von amerikanischer Seite wurde die Unterzeichnung der «Deklaration von Ottawa» gleichzeitig benützt, um den Verbündeten in Europa, die durch verschiedene Äusserungen Präsident *Nixons* und Staatssekretär *Kissingers* auf dem Höhepunkt der europäisch-amerikanischen Krise verunsichert worden waren, die Zuverlässigkeit Washingtons zu demonstrieren. Der US-Präsident legte seinen Aufenthalt in Brüssel so, dass die belgische Hauptstadt die erste Etappe auf Nixons Reise zu den Gipfelbesprechungen mit *Breschnew* bildete. Und anschliessend an die Gespräche der amerikanischen und der sowjetischen Politiker besuchte Kissinger nacheinander alle wichtigen europäischen Hauptstädte, um die Partner der USA über die Resultate zu informieren.

Diese Mission fiel Kissinger um so leichter, als bei den Zusammenkünften zwischen Nixon und Breschnew in der wichtigsten Frage, der Limitierung der strategischen Offensivwaffen, keine Übereinkunft erzielt worden war. Die Befürchtung, der amerikanische Präsident werde, um spektakulärer aussenpolitischer Erfolge willen – die er wegen seiner prekären innenpolitischen Position unbedingt braucht – dem Kreml gegenüber zu einem weiten Entgegenkommen bereit sein, haben sich nicht bewahrheitet. Freilich sind einige Ungewissheiten bestehen geblieben, so vor allem im Hinblick auf die Genfer «Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (KSZE)». Hier scheint Washington geneigt, in der Frage der in «Korb 3» gesammelten Probleme der menschlichen Erleichterungen viele Wünsche und Forderungen Moskaus zu akzeptieren, denen die europäischen Partner der Vereinigten Staaten ein Nein entgegensetzen.

Noch ein weiter Weg

Die verstärkten Bemühungen um eine Regeneration der Einigungsbestrebungen in Europa können trotz anfänglichen Erfolgen nicht darüber hinwegtäuschen, dass die ganze Konstruktion noch immer auf recht schwankendem Grunde ruht und die zentrifugalen Tendenzen nach wie vor stark sind. Nach wie vor bleibt es fraglich, ob das hochgesteckte Ziel, eine politische Union bis 1980 zu verwirklichen, tatsächlich erreicht werden kann. Viel wird davon abhängen, wie sich die innenpolitische Lage Frankreichs in den nächsten Monaten entwickeln wird. Ein innerlich stabiles Frankreich, das sich nach aussen hin jener Einzelgänge enthält, welche die gaullistische Epoche charakterisierten, würde ohne Zweifel für ganz Europa eine Rückenstärkung bedeuten. Um diese Stabilität zu erreichen, ist jedoch ein tiefgreifender *Wandel* nötig. Es wird ein hartes Stück Arbeit sein, die festgefügten Strukturen

dieses Landes zu lockern, ohne dass es dabei zu grösseren sozialen Erschütterungen kommt. Giscards Programm ist jedoch auf lange Sicht angelegt, und es werden darin wohl auch temporäre Rückschläge einkalkuliert sein.

Alfred Cattani

DER 23. KANTON

Mit der Volksbefragung im Berner Jura vom 23. Juni 1974 ist die seit 1815 bestehende Zahl der die Schweizerische Eidgenossenschaft bildenden Kantone zum erstenmal zumindest allen Ernstes in Frage gestellt. Der 23. Kanton ist potentiell geschaffen. Offen ist noch die Umschreibung seines Gebiets.

Vorbehalte

Liest man den einen oder anderen in der bernischen Presse erscheinenden Leserbrief, so bekommt man allerdings den Eindruck, es gebe Leute, denen solche Feststellungen bereits zu weit gehen. Gewiss, die Anerkennung des neuen Bundesstandes hängt schliesslich noch von der Zustimmung der konstituierenden Gewalt der Eidgenossenschaft, von deren Volk und Ständen, ab. Und jene Amtsbezirke des Kantons Bern, die sich für die – nach geltendem kantonalem Recht und unter Vorbehalt des Entscheides des Bundesverfassungsgesetzgebers nicht mehr rückgängig zu machende - Einleitung des Trennungsverfahrens gegenüber dem bisherigen Kanton ausgesprochen haben, ergäben ein Gebilde, dem gegenüber manche Schweizer Zurückhaltung empfänden. Weit mehr als die etwas schmale wirtschaftliche Grundlage eines solchen Kantons würde das Bejahen des neuen Gemeinwesens durch den Eindruck erschwert, es würde eine bisher nicht mit aller Hinlänglichkeit in die Schweiz eingefügte Zone durch eine staatsrechtlich verstärkte Grenzziehung in ihrer etwas abseitigen Stellung bekräftigt. Ausserdem wäre aus dem neuen Kanton heraus und im schlimmsten Fall sogar mit seiner Hilfe mit einer irredentistischen Einwirkung auf den Südjura zu rechnen, der sich im ersten Plebiszit gegen die Abtrennung von Bern ausgesprochen hat. Diese Einwirkung könnte bis zum Auslösen einer Bundesintervention gesteigert werden und würde denn auch auf eine solche zielen. Solche Zukunftsaussichten gehören nicht gerade zu dem, was sich die schweizerischen Stimmberechtigten unter einem Verfahren zur Lösung des Juraproblems vorgestellt haben dürften.

Das hindert indessen die zweite Feststellung nicht, dass der Vorbehalt der Zustimmung von Volk und Ständen zwar wohl die Rolle eines «garde-fou», jedoch kaum jene eines absoluten Hindernisses auf dem Wege der Kantonsgründung spielen sollte. Anderes Verhalten des Souveräns hiesse bürgerkriegsähnliche Folgen in Kauf nehmen. Nicht zu verkennen ist allerdings, dass dieser Souverän mit einem Minimum an Pfleglichkeit behandelt sein will. Die Zeit der polemischen Schocktherapeuten müsste daher eigentlich als abgelaufen gelten. Das haben gerade welsche Freunde eines künftigen Kantons

Jura nach dem Urnengang vom 23. Juni unmissverständlich ausgesprochen.

Die Beschwörung der Einheit

Sie haben dies allerdings wohl weniger im Hinblick auf den abschliessenden eidgenössischen Volksentscheid getan. Sie hatten vorerst die nächste Volksbefragungsrunde im Auge, jene, die nun bezirksweise veranlasst werden kann, in jenen Distrikten, die am 23. Juni die Einleitung des Trennungsverfahrens ablehnten, um ihnen die Bestätigung oder die Wiedererwägung ihres bisherigen Stellungsbezuges zu ermöglichen. Die in der Westschweiz fast durchwegs, darüber hinaus aber ebenfalls häufig zu vernehmende Meinung, es wäre besser, wenn dabei ein Auseinanderfallen insbesondere des welschen Nord- und des Südjuras vermieden werden könnte, wird ja selbst in der altbernischen Publizistik angetönt. Sie entspringt der Sorge um die Befriedung des Juras und um die Gestaltung eines wohlausgewogenen, über genügend eidgenössisch integrierende Übergangszonen verfügenden neuen Bundespartners. Daneben taucht auch die Frage nach dem Gewicht eines bei Bern verbleibenden Jurarests auf. Die Sondervertretungsmöglichkeiten, die der gesamten jurassischen Minderheit im Kanton Bern einzuräumen waren, liessen sich zugunsten eines derart verkleinerten jurassischen Landesteils des Standes Bern doch wohl kaum vollständig aufrecht erhalten. Damit würde aber eine geschmälerte Minderheit weiter geschwächt.

Die Äusserungen, wonach ein Bekenntnis der die Separation bisher ablehnenden Amtsbezirke zum neuen Kanton der Lösung des Jurakonflikts dienlicher wäre als ihr Festhalten an der bisherigen Kantonszugehörigkeit, sind allerdings dort und gelegentlich auch anderswo als Zumutung eines Opfergangs, ja als undemokratischer Druck auf die Inhaber eines gewährleisteten Selbstbestimmungsrechts abgelehnt worden. Meinungsäusserungen in einer die ganze Schweiz berührenden Sache sind indessen nicht zu beanstanden, wenn sie sachlich und mit der gebührenden Zurückhaltung erfolgen. Von moralischen Druckversuchen auf die noch vor dem letzten Schritte Stehenden ist freilich abzusehen. Die These, man wolle die bisher in bezug auf Bern antiseparatistischen Südbezirke den Eiferern aus dem Norden gewissermassen zum Frasse hinwerfen, um deren Mäuler zu stopfen, erscheint etwas spitz formuliert, hat aber ihre Ursachen.

Die jahrhundertelange geschichtliche Verbundenheit der südjurassischen Bezirke mit Bern und der Eidgenossenschaft, die sich im evangelischen Glauben, der verschlosseneren, nüchterneren Art und in der stärker mit Elementen aus der deutschschweizerischen Nachbarschaft durchmischten Bevölkerung kundtut und vom Typus des katholischen, leichter aus sich herausgehenden, rein frankophonen Nordjurassiers einigermassen absticht, hat hier den Boden für den Gedanken eines neuen Kantons nicht nur an sich steinig gemacht. Der Unwille über den ätzenden Aktivismus der Kantonsgründer ist gross und der Wunsch, mit ihnen nichts gemein zu haben, stark, zumal das Bestehende hier als mehr oder minder annehmbar, das vorgeschlagene Neue jedoch als ungewiss und wenig verlockend erscheint.

Dem Süden droht – insbesondere im Falle eines Ausscheidens des Laufentales aus dem künftigen jurassischen Staatsverband – zwar eine gewisse Majorisierung durch den Norden. Immerhin ist die parteipolitische Aufgliederung so, dass selbst auf dem Koalitionswege nicht ohne weiteres eine unverrückbare Mehrheit gewährleistet erscheint. Der Südjura wäre im Rahmen eines gesamtjurassischen Kantons immerhin schwerlich ein hilf- und wehrloses Opfer, sondern ein sehr gewichtiger Bestandteil. Mit einem Verbleiben bei Bern wird er sich den Hauptzweck des Verharrens im Hergebrachten, nämlich in Ruhe gelassen zu werden, nicht sichern. Er hat indessen das verbriefte Recht, seinen Weg selbst zu wählen.

Dosierungsprobleme

Er hat noch mehr: einen moralischen Anspruch, gegen Belästigungen im Ausmasse des Möglichen in Schutz genommen zu werden. Hier haken denn selbst Freunde der von Bern wegstrebenden Jurassier ein, wenn auch sie den Siegern des 23. Juni Mässigung und Weisheit nahe legen. Die kurzfristige Umstellung von heftigem agitatorischem Gehaben aufs Gegenteil befürworten heisst viel verlangen. Und die psychologisch vielleicht wohl erklärlichen, aber Widerwillen erzeugenden und Abwehrbedürfnisse weckenden hämischen Angriffe führender Promotoren des neuen Kantons auf Grundgedanken des schweizerischen Daseins haben nicht nur viele Vertrauensreserven zerstört. Sie wären auch geeignet, die Glaubwürdigkeit kurzfristiger Wandlungen in Frage zu stellen. Andrerseits ist das Beispiel Anstoss erregender Politiker, die sich schliesslich zu Landesvätern durchmausern, auch nichts Unbekanntes.

Ansätze zu einer weitsichtigeren Verhaltensweise der Anführer des Selbständigkeitsstrebens scheinen vorhanden. Es mag ihnen insgeheim etwas peinlich sein, dass gerade Schweizer, die ihnen mit einigem Misstrauen begegnen, als Gegengewicht zu ihren bisherigen, übers Ziel schiessenden, ja ihr Ziel gefährdenden Masslosigkeiten ihnen den Südjura zuführen möchten. Sie werden sich das aber, als vielleicht kürzester Weg zu dem von ihnen erstrebten Ganzen, gefallen lassen. Ihre Sache wird es sein, die Klugheit aufzubringen, dem mit etwelcher Selbstverleugnung und der Zielsetzung halber, ja der Sicherung einer wärmeren Aufnahme des jüngsten Standes wegen, entgegenzukommen. Dieses Entgegenkommen müsste im Angebot von Garantien gegen sie selber bestehen. Mehr noch als die Idee zweier Halbkantone, die dem irredentistischen Hader einigen Raum offen liesse, wäre da ein Aufgreifen und rasches konkretes Ausgestalten des Vorschlages der Bewegung für die Einheit des Juras, den gesamtjurassischen Kanton mit Hilfe starker Regionalkompetenzen kräftig aufzugliedern, am Platz. Das Konzept der Halbkantone passt nicht recht ins laufende Verfahren. Um einem über schlichte Regionalisierung allenfalls hinausgreifenden Entwurf eines föderativ aufgebauten Kantons in der Bundesverfassung Eingang zu verschaffen, bliebe dagegen sogar Zeit.

Man hat gesagt, dieses Bestreben, den Jura nicht auseinanderfallen zu lassen, jage dem Mythos einer Einheit nach, die es nie gegeben habe. Doch der Jura ist in Wirklichkeit, wie

die Schweiz, eine Einheit in der Vielfalt. Die bestehenden Verschiedenheiten zwischen Jurassiern sind markant. Sie heben ihre Eigenschaft, Jurassier zu sein, deswegen nicht auf. Ein Kenner meinte, gerade ihre innere Uneinigkeit erweise ihr Jurassiertum.

Doch zurück zum Ereignis dieses Mittsommers! Der 23. Juni ist als Bewährung des Föderalismus und der Demokratie gelobt worden. Das darf nicht dazu führen, dass die Augen vor den Pressionen geschlossen werden, denen Stimmberechtigte im Jura unterworfen wurden. Man wird jedoch anerkennen müssen, dass das demokratische System hier geleistet hat, was es unter Umständen solcher Art überhaupt zu leisten vermochte. Es brachte dabei doch Gültiges zustande. Und man wird nicht aus den Augen verlieren dürfen, dass Föderalismus nicht nur darin besteht, jedem Bundesvolk seinen Gliedstaat zu verschaffen. Gerade in der Romandie wird der Bundesstaat immer wieder als Garant des Bestandes der Gliedstaaten bezeichnet. Das ist nicht der einzige Grund, warum die Einleitung der Geburt des 23. Kantons 27 Jahre gedauert hat, aber ein gewichtiger.

Roberto Bernhard

LUKAS CRANACH UND SEINE ZEIT

Zur Ausstellung im Basler Kunstmuseum

Zu den kulturellen Ereignissen, die man sich in diesem Sommer fast schon in der Art einer Pflichtübung nicht entgehen lassen wird, gehört die Cranach-Ausstellung im Basler Kunstmuseum. Wer unvorbereitet herkommt, könnte auf den Gedanken verfallen, sie sei nur das. Auf der einen Seite rund 700 Exponate, was die durchschnittliche Aufnahmefähigkeit eines Besuchers entschieden überfordert; auf der andern Seite die etwas enttäuschende Feststellung, dass einige der wichtigsten oder doch populärsten Bilder offenbar nicht erhältlich waren: so die Hauptwerke der Wiener Zeit Cranachs, so der unter dem Kruzifix kniende Kardinal Albrecht von Brandenburg, so der «Jungbrunnen». Die sich über 21 Räume hinziehende Ausstellung mit dem fast überreichen Bestand an kleinformatiger Druckgraphik wirkt ein wenig trocken, und es ist schwer zu sagen, wo ihre Höhepunkte liegen.

Merkwürdigerweise scheint dieser Eindruck aber gerade der eigenartigen Künstlerpersönlichkeit des Lukas Cranach gerecht zu werden. Das schlechte Gewissen, an manchem Werk nur flüchtig vorbeigegangen zu sein, verliert sich, wenn wir hören, dass Cranach von seinen Zeitgenossen als «pictor celerrimus», als besonders schneller Maler, gerühmt worden ist. Und wer möchte noch den Organisatoren der Ausstellung bei ihrer Auswahl dreinreden oder über ein Zuviel klagen, wenn er weiss, dass heute rund tausend Gemälde dem älteren Cranach mit einigermassen wissenschaftlichen Argumenten zugeschrieben werden oder dass der Sohn Hans Cranach, der wohl schon mit 25 Jahren gestorben ist, nach einem zeitgenössischen Bericht gegen

tausend Luther-Bildnisse zu Geschenkzwecken gemalt hat? Wo soll ich in einem quantitativ so überwältigenden Werk die Glanzpunkte ansetzen, vor allem wenn ich einer persönlichen Vorliebe folge und kleineren, manchmal fast miniaturhaften Blättern und Tafelbildern den Vorzug gebe, während die grossformatigen, vielfigurigen Gemälde oft additiv und etwas steif anmuten? Cranach ist, im Gegensatz zu dem monumentaleren Dürer, der Meister einer – um es paradox zu sagen – auf modisch-elegante Art naiven Intimität.

So scheint die Anlage der Basler Ausstellung doch die richtige zu sein, wenn es darum geht, Cranach als künstlerisches Phänomen und als historische Figur in einer interessanten und facettenreichen Epoche zur Kenntnis zu bringen. Dieter Koepplin, der die Ausstellung realisiert hat, misst dem Didaktischen grosses Gewicht bei. Es ist ihm daran gelegen, Cranach im Zusammenspiel mit der gleichzeitigen Kunst in Deutschland zu zeigen. So bezieht er motivgleiche Werke anderer Künstler mit ein, wo nicht im Original, so doch in Faksimiles und Photographien. Einige Stücke werden hier erstmals als «Cranach» vorgestellt; in andern Fällen wird die Frage der Zuschreibung neu diskutiert, und durch Vergleich und Gegenüberstellung der Originale wirkt manches Argument überzeugender. Denn in öffentlichem oder privatem Besitz weit verstreute, sonst zum Teil kaum oder gar nicht zugängliche Werke hängen hier nebeneinander. Die Leihgeberliste nennt Namen aus ganz Europa und den USA, wichtige Bilder stammen aus Ungarn und vor allem aus der DDR.

«Schwerwiegendes» Dokument der wissenschaftlichen Vorarbeit ist der zweibändige Katalog, der als durchgehend lesbares Cranach-Buch konzipiert ist. Der erste Band enthält Aufsätze zu den einzelnen Entwicklungsphasen Cranachs von Dieter Koepplin sowie einen handbuchartigen Überblick von Tilman Falk über die annähernd vollständig ausgestellte Buchgraphik. Rund 250 Abbildungen zeigen nicht nur einen grossen Teil des Ausstellungsgutes, sondern bringen noch zusätzliches Vergleichsmaterial. Wenn einem die Lektüre durch eine etwas verwirrende, zu wenig gegliederte Fülle von in jedem Fall informativen Einzelbetrachtungen und Exkursen nicht gerade leicht gemacht ist, bildet dagegen Koepplins abschliessender Essay eine hervorragend klare Synthese und eine in manchem gewiss neue Würdigung des im Einflussbereich von Spätmittelalter, Humanismus und Reformation stehenden Künstlers.

*

Lukas Cranachs Leben ist – abgesehen von einigen, allerdings wesentlichen Lücken – gut bekannt. Er wurde 1472 im oberfränkischen Kronach geboren und erhielt die erste Ausbildung in der Werkstatt seines Vaters, der «Maler» hiess und war; erst Lukas hat sich dann nach seinem Geburtsort «Cranach» genannt. Im übrigen liegen Jugend und Ausbildungszeit im dunkeln. Erst im neuen Jahrhundert wird er biographisch wieder fassbar: von 1501 bis 1505 ist er als Entwerfer von Buchholzschnitten und Maler in Wien tätig, wo er in Beziehung zum Humanistenkreis um den Poeta laureatus Konrad Celtis tritt. 1505 beruft ihn Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen als Hofmaler nach

Wittenberg. In politischer Mission bereist Cranach auch die Niederlande, während er nie in Italien gewesen ist. (Die Kenntnisse italienischer Malerei werden ihm seine Humanistenfreunde vermittelt haben; ausserdem war sein Vorgänger im Hofmaleramt der Venezianer Jacopo de' Barbari.) 1512, im Jahr, da Luther eine Professur an der zehn Jahre zuvor gegründeten Universität Wittenberg übernimmt, heiratet Cranach und baut ein Haus mit angeblich 84 heizbaren Zimmern. Jedenfalls nimmt er eine bedeutende soziale Stellung ein: er erhält vom Kurfürsten ein Wappen (die nun als Signatur verwendete geflügelte Schlange), wird Mitglied des Rates von Wittenberg und später mehrmals Bürgermeister, unterhält eine eigene Druckerei und verlegt insbesondere Reformationsschriften, ausserdem hat er das Apothekerprivileg sowie das Recht auf Weinausschank und gilt bald als einer der reichsten Bürger der Stadt. Es besagt wohl etwas, dass der aus seinem Land vertriebene König von Dänemark in Cranachs Haus absteigt. In der Cranachschen Werkstatt arbeiten neben mehreren Gesellen auch die Söhne Hans (um 1513–1537) und Lukas d. J. (1515–1586) mit. Nach dem Sieg Karls V. bei Mühlberg 1547 ist Kurfürst Johann Friedrich Gefangener des Kaisers; Cranach folgt ihm nach Augsburg und nach der Befreiung in die Residenz Weimar. Hier ist er 1553 gestorben.

*

Die ersten bekannten Arbeiten Cranachs stammen aus seiner Wiener Zeit. Es sind grossartige Würfe des Dreissigjährigen, die sowohl den neuen Impuls wie eine gereifte Technik verraten. Aber was und wie Cranach vorher gemalt und gezeichnet hat, wissen wir nicht. Was das bedeutet, zeigt der Vergleich mit Dürer, mit dem sich Cranach mass und an dem er immer gemessen worden ist. Der nur ein Jahr ältere Nürnberger hat bis 1500 bereits einen wesentlichen Teil seines Werks geschaffen, etwa die Holzschnittfolge zur Apokalypse und eine Reihe von Selbstbildnissen. Es ist, wie Koepplin betont, angesichts der Produktivität Cranachs ganz unwahrscheinlich, dass sein gesamtes Frühwerk verloren ist. Vielmehr ist anzunehmen, dass Anonymes nicht als von Cranach stammend erkannt wird, weil sich die Wiener Phase so stark davon abhebt. Im Vergleich zur präzisen und strengen Handschrift Dürers wirkt Cranach nun impulsiver und nervöser: Astwerk dürrer Bäume greift in den Raum, helle Blätter und Gräser sind wie flackernde Lichter auf dunkeln Grund gesetzt. Diese Expressivität weist – auch in den Humanistenbildnissen – über das Renaissance-Ideal der harmonischen Ausgewogenheit hinaus und damit auch über die Autonomie des Bildes (und des Porträtierten); die religiöse Zeichenhaftigkeit bleibt als mittelalterliches Erbe, verwirklicht sich aber in neuer Form, im Blick auf eine diesseitige Landschaft und Natur.

Solche «Zweideutigkeit» gehört zum Charakteristischen und Faszinierenden in Cranachs Schaffen. Wir finden sie später wieder, wenn etwa die spätgotische Zierlichkeit seiner Akte durch äusserliche Attribute mehr oder weniger deutlich antikisiert wird oder wenn sich anderseits die Madonnen kaum wesentlich von einer Prinzessin, einer Lukrezia oder einer lasziven «Buhl-

schaft» unterscheiden. Es ist vielleicht dieses stetige Schillern zwischen Oberflächenreiz und Tiefe, zwischen Ornament, Wirklichkeitsabbild und Symbol, was Cranach so modern erscheinen lässt und was Picasso zu seinen Kontrafakturen und Variationen nach dem alten Meister angeregt hat.

Hierher gehört wohl auch die Inkonsequenz, dass der «Maler der Reformation», der Luthers Schriften illustriert und verbreitet und satirische Holzschnitte mit «Papstesel» und «Mönchskalb» entwirft, gleichzeitig den Kardinal Albrecht von Brandenburg, den Gegner Luthers, mit Altären und Bildnissen beliefert. Diese politische und künstlerische Geschmeidigkeit hat man in neuerer Zeit nicht gern gesehen. Der Wandel vom Ernst der Wiener Arbeiten zur höfischen Eleganz des Malers in kursächsischen Diensten ist als Abstieg empfunden worden. «Wäre Cranach 1505 gestorben», schreibt Max J. Friedländer, «so würde er im Gedächtnis leben wie geladen mit Explosionsstoff. Er ist aber erst 1553 gestorben, und wir beobachten statt der Explosion ein Ausrinnen.» Cranach erfüllte die Wünsche seiner Zeit und seiner Auftraggeber: gerühmt wird die Naturtreue seiner Turnier- und Jagddarstellungen. In seiner Lobrede auf Cranach sagt der Wittenberger Universitätslehrer Christoph Scheurl: «Zu Coburg hast du einen Hirsch gemalt, den fremde Hunde anbellen.» Die Bewohner von Lochau sollen ein durch ein Fenster sichtbares Porträt für den wirklichen Kurfürsten gehalten und ihr Haupt entblösst haben. Aber wie sehr auch der Künstler sich seiner Pflicht zur Repräsentation der sächsischen Fürstenwürde, des wittenbergischen Humanismus und der lutherischen Reformation unterzog (was durchaus Widersprüchliches miteinschliesst), so sehr bleibt er doch er selbst, ein eigenwilliger Schöpfer eines durch seine Simplizität eingängigen Stils, der weniger einer Mode gehorcht, als dass er selbst Mode wird.

Man hat auch von Manier gesprochen. Die katzenhaft herausfordernden, leicht schlitzäugigen Gesichter seiner als Göttinnen und Nymphen in einer mehr sinnlichen als klassischen Nacktheit posierenden Damen, deren schlanker Körper mit seinem hellen Inkarnat vor dunklem Grund zur reizvollen Arabeske wird; oder die prunkvolle Kleidung der Edelfrauen mit den weitrandigen, keck schräg getragenen Hüten und ihre einfache Farbigkeit: Weiss, Goldbrokat und das dunkelsamtene und doch intensive Rot – dies gilt als «typisch» Cranach und ist wohl schon zu seinen Lebzeiten nachgeahmt und kopiert worden.

Manches Motiv ist von Cranach zwar nicht erfunden, aber doch für die Malerei gefunden worden, indem er Themen der Buchgraphik, vielleicht auch der kleinplastischen Dekoration erstmals aus ihrer Nebensächlichkeit befreite und zu Gegenständen grösserer Tafelbilder machte. Es sind *seine* Themen, und er scheint mit ihnen einem Bedürfnis der Zeit entgegenzukommen; nur so ist die Häufigkeit der eigenen Variationen desselben Motivs zu erklären: Venus und Cupido, die schlafende Quellnymphe, das Urteil des Paris, Satyrfamilie oder Wildleute (die sonst etwa als Wappenhalter in Holzschnitten und Scheibenrissen vorkommen). Die Basler Ausstellung vereint in einem Raum ein Dutzend Lukrezia-Darstellungen Cranachs. Die komplizierte Geschichte der tugendhaften Römerin,

welche ihre Entehrung durch den Königssohn dadurch quittiert, dass sie sich vor den Augen ihres Gatten erdolcht, um ihn zur Rache anzustacheln – das ist von Cranach konzentriert auf die weibliche Halbfigur, die den spitzen Dolch an die halb oder ganz entblösste zarte Brust ansetzt. Weibliche Sanftheit und stolzer Wille, Sinnlichkeit und Grausamkeit, Tugendhaftigkeit und Erotik, Lebenswärme und Kälte des Todes sind da auf eine genial einfache Formel gebracht, die auch spätere Maler immer wieder gereizt hat. Ähnliches gilt für die reichgekleidete Judith, die ein Schwert und den abgeschlagenen Kopf des Holofernes in den Händen hält.

*

Dass Cranach bei all seinen Verpflichtungen und bei der grossen Nachfrage auf eine Werkstatt angewiesen war, versteht sich von selbst. Die anonymen Gesellen und Lehrjungen, aber auch die beiden Söhne hatten sich nach dem Stil des Älteren zu richten (erst spät meint man die Hand von Lukas d. J. identifizieren zu können). Der moderne Kult um Original und Eigenhändigkeit war dem 16. Jahrhundert fremd. Was ganz oder teilweise vom Meister stammt, wo er nur mit einer Entwurfskizze oder gar nicht mitgewirkt hat, das sind Fragen, die sich die heutige Kunstwissenschaft stellt. Gelegentlich hat man den Eindruck, es gehe hauptsächlich darum, dem Besitzer mit der «Echtheit» auch den höheren Marktwert seines Bildes zu bestätigen. Jedenfalls scheint es methodisch doch fragwürdig, einfach das (subjektiv so empfundene) qualitativ Hochwertige dem älteren Cranach zuzuweisen, als ob nicht auch er einmal ein weniger überzeugendes Werk hätte schaffen können. Koepplin selbst mokiert sich gelegentlich über die «Notenverteilungs-Kunsthistorie». Eine reinliche Trennung zum Beispiel zwischen den Bildern des Vaters und denen der Söhne dürfte schon darum nicht möglich sein, weil die Maler eben nicht subjektive Äusserung, sondern Werkstatt-Einheitlichkeit anstrebten. Dasselbe gilt in noch höherem Masse von den Holzschnitten. Die Eigenhändigkeit kann sich ja immer nur auf den Entwurf beziehen, und Tilman Falk zeigt an einem Beispiel, zu wie unterschiedlichen Resultaten derselbe Entwurf unter der Hand verschiedener Formschneider führen kann. Dass der Werkstattbetrieb oft einen Verlust an Direktheit zur Folge hat, muss hingenommen werden. Um so faszinierter stehen wir dann vor den Blättern, die mit skizzenhafter Frische und spontaner Sicherheit die Züge einer Person festhalten, die porträtiert werden soll. Es sind Pinselzeichnungen auf Papier, die dann als Werkstattvorlagen gedient haben werden. Hier begegnen wir am unmittelbarsten nicht nur dem Porträtierten – etwa Luthers Vater auf dem Blatt der Wiener Albertina –, sondern auch dem Künstler. Da Lukas Cranach wie kaum ein anderer mitten in seiner so widersprüchlichen Zeit steht, sich ihren Forderungen stellt, ohne sich verleugnen zu müssen, wird die Basler Ausstellung überhaupt zu einer direkten Begegnung mit jener Zeit über die Jahrhunderte hinweg.

Uli Däster